Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Krisis des Christentums. Zwei beachtenswerte Versuche, den Zwiespalt zwischen Glauben und modernem Wissen zu heben, liegen uns heute vor. Das Buch des Magdeburgischen Superintendenten August Trümpelmann: Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1901) hat in den theologischen Kreisen eine lebhafte Erregung hervorgerufen und wird vielen nach einem festen Halt suchenden Laien diesen bieten. Trümpelmann berichtigt zunächst einen falschen Sprachgebrauch. Die von christlicher, pantheistischer, materialistischer Weltanschauung sprechen, meinen Welterklärung oder Weltwertung; Weltanschauungen gibts nur zwei: die antike von der Erdscheibe und der darauf gestülpten Himmelsglocke oder von der Erdkugel, die im Mittelpunkt einer Kristallkugel schwebt, und die von Kopernikus begründete moderne. Der christliche Glaube verträgt sich mit beiden Anschauungen; aber die patristische und die scholastische Theologie hatten ihn mit der antiken so unlösbar verflochten, daß er mit dieser in Stücke gegangen wäre, wenn ihn nicht Luther (der übrigens, wie Trümpelmann selbst hervorhebt, das kopernikanische System abgelehnt hat) auf seinen geistigen Kern: die Rechtfertigung durch Christus, zurückgeführt hätte. Die Verschmelzung des Christentums mit der neuen Weltanschauung ist bis heute noch nicht vollzogen. Für solche, die an der Verschmelzung arbeiten wollen, erhebt sich zunächst die Frage: Welches Christentum sollen wir in das neue Weltbild einfügen? Die Antwort lautet: Weder das römisch-katholische, noch das evangelische in seiner orthodoxen oder in irgend einer freien Form, noch das Christentum Christi, von dem jetzt so viel gesprochen wird. Dieses nicht, weil wir es vorderhand nicht kennen, obwohl es der sich stetig läuternde christliche Geist in Zukunft wahrscheinlich einmal erkennen wird, denn dieser Geist allein, sofern der Geist des Herrn in ihm mächtig wird, ist Richter über die Schrift und sondert in ihr das Göttliche vom Zufälligen und Menschlichen ab. Unzweifelhaft fest steht nur ein Christentum: das des apostolischen Glaubensbekenntnisses, von dem Trümpelmann die zwei anstößigen Artikel: die Jungfrauengeburt und die Höllenfahrt preis gibt, während er die übrigen in einer Weise erklärt, die sich mit der heutigen Weltanschauung verträgt. Er ruft: „In die Gemeinde muß endlich die volle Wahrheit hinein; nur die volle Wahrheit bewahrt sie davor, ein Raub des Unglaubens zu werden. Fort namentlich mit der Inspiration!“ Es müsse auf jeden Versuch verzichtet werden, die unerbaulichen Teile der Bibel zu retten und die Wahrheit zu verhüllen, daß sich ihre Verfasser mit allen ihren Zeitgenossen in so ziemlich allem, was die Natur betrifft, geirrt haben. Einen kurzen Abriß der Metaphysik, der Kosmologie und der Erlösungslehre, die sich der Verfasser mit Hilfe der Entwicklungstheorie gebildet hat, findet man Seite 195 bis 198. Der wichtigste Satz daraus lautet: „Eben darin liegt das Wunder, und eben das ist die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, eine Welt aus sich hervorgehn oder sein zu lassen, deren Daseinswurzeln unlöslich in ihm ruhn, und dennoch der so gebundnen Welt eine solche Bewegungsfreiheit zu geben, daß aus ihr ein Geschöpf erstehn kann, das sich zum Selbstbewußtsein und damit zur Freiheit erhebt: der Mensch.“ Die Sünde erklärt Trümpelmann als Atavismus, als Rückfall in das tierische Triebleben. Wir zweifeln nicht daran, daß solcher Rückfall Sünde ist, leugnen aber, daß sich der Umfang dieses Begriffs mit dem der Sünde deckt. Sünden und Verbrechen, die wir diabolisch nennen, haben gar nichts Tierisches an sich. Wenn ein Intrigant aus Rachsucht oder aus reiner Bosheit einen rechtschaffnen Menschen zu Grunde richtet, so gehören die drei Bestandteile seiner Untat: der feine Plan, das ästhetische Wohlgefallen am Plan und an seiner gelungnen Durchführung und die Freude am Schmerz des Besiegten nicht dem tierischen Triebleben, sondern dem Geistesleben an und setzen sogar einen hohen Grad der geistigen Entwicklung voraus. Die Unmöglichkeit, das Sündenbewußtsein und überhaupt das Gewissen entwicklungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

theoretisch befriedigend zu erklären, macht es zweifelhaft, ob der von Trümpelmann eingeschlagne Weg einer mit dem Christentum vereinbaren modernen Welterklärung zum Ziele führt. Damit wollen wir aber die vielen nicht abschrecken, die wahrscheinlich, wenn sie das schöne Buch lesen, von der darin gebotnen Lösung der schwierigen Aufgabe befriedigt sein werden. Was der Darstellung Wärme, Lebendigkeit und Überzeugungskraft verleiht, ist der Umstand, daß sich der Verfasser seine Ansichten nicht ausschließlich in der Studierstube, sondern weit mehr im Verkehr mit den Gemeinden und in einer langjährigen, vielseitigen Seelsorgetätigkeit gebildet hat.

Ihm geistesverwandt ist Dr. Gideon Spicker, Professor der Philosophie an der Königlichen Akademie zu Münster. In dem Buche: Versuch eines neuen Gottesbegriffs (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1902) führt er den Beweis, daß die Materie ewig und eine Eigenschaft, oder Erscheinungsform oder der Leib Gottes sei. Wenn wir sein philosophisches System richtig verstehn, ist es im Grunde genommen die Leibnizische Monadologie, die er sonderbarerweise heftig bekämpft. Ganz so wie Trümpelmann will er, daß das Christentum die Eierschale der biblischen Mythologie abstoße, in der es sich entwickelt hat. Sehr gut hat uns die Abrechnung mit den modernen Catonen gefallen, die den Unsterblichkeitsglauben als egoistisch verwerfen, die das Gute nur um seiner selbst willen üben und jeden himmlischen und irdischen Lohn dafür verschmähn (wenn sie Theaterdichter sind, sogar die Tantiemen; ohne Zweifel schenken sie diese heimlich weg), und denen es, wenn sie nicht jede Wonne verabscheuten, Wonne bereiten würde, sich von einem Krokodil oder Haifisch fressen und sich so ins geliebte All auflösen zu lassen. Wir heben aus Spickers Beweisen für das Dasein des persönlichen Gottes und für die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode drei Stellen hervor. Seite 280 gelangt er zu dem Schluß, „daß der nationale Selbsterhaltungstrieb die wahre, ursprüngliche und tiefste Quelle war, aus der die Idee der absoluten Vollkommenheit hervorging. Kein Zweifel, daß viele sich gegen die Behauptung sträuben werden, der idealste Sinn sei der Ausfluß eines egoistischen Motivs. Allein wir dürfen nur fragen: Was würdet ihr euch aus euerm Gott machen [die Herren, die es am meisten angeht, haben ja gar keinen Gott], wenn er sich gar nicht um euch kümmerte, und ihr weder hier noch dort das geringste von ihm zu erwarten hättet? Nur weil ihr glaubt, die Existenz samt allen Bedingungen, die zum Leben erforderlich sind, ihm verdanken zu müssen, wird er mit Recht von euch verehrt, geliebt, angebetet." Seite 310: „Der Schluß aus der Idee des Guten sowohl von seiten Gottes als auch des Menschen scheint einer der wichtigsten, wo nicht der einzige stichhaltige Grund für die Annahme der Unsterblichkeit zu sein. Gott kann nichts andres wollen als das Gute; dies ist jedoch nur denkbar auf Grund der Möglichkeit des Bösen; somit sind nur moralische Wesen, d. h. Wesen, die das Vermögen haben, sich nach der einen oder der andern Richtung hin frei zu entscheiden, fähig, das sittlich Gute hervorzubringen. In der Verwirklichung des Ideals besteht ihre Bestimmung und zugleich ihre Glückseligkeit; sie wird aber in diesem Leben nie erreicht; folglich muß es noch ein andres geben, in dem unser Wille mit dem göttlichen zugleich erfüllt wird." Seite 333 ff. endlich weist er die Behauptung, der Glaube an eine jenseitige Vergeltung verunreinige die Tugend durch selbstsüchtige Beweggründe, als eine Absurdität zurück und sagt unter anderm: „Wir brauchen nur zu fragen, was das Gute an sich, die selbstlose Tugend, noch für einen Zweck hätte, wenn es keinen Gott und keine Unsterblichkeit gäbe." Aus der Auseinandersetzung mit der Orthodoxie führen wir nur folgendes an: „Wir sind durchaus nicht berechtigt, dem Christentum einen Vorwurf daraus zu machen, daß seine Dogmatik so sehr mit mythischen und mystischen Vorstellungen durchsetzt und erfüllt ist. Die antike Mythologie war gleichsam der Mutterschoß, in dem sich die neue Weltreligion gebildet hat, und die Tochter braucht sich der Züge ihrer schönern Mutter durchaus nicht zu schämen. Mit zunehmendem Alter werden aber bekanntlich die Töchter nicht schöner; treten dann allgemach die weniger schönen Eigenschaften immer deutlicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervor, dann bekommt das Gesicht einen harten, abstoßenden Ausdruck, der es mitunter bis zur Karikatur entstellt. Die weise Vorsehung hat jedoch dafür gesorgt, daß neben dem absterbenden Alter zugleich eine aufblühende Jugend heranwächst, die in neuer Form das Alte fortsetzt. Aber die grämliche Alte sitzt noch immer gewohnheitsmäßig in ihrem wurmstichigen Lehnstuhl und kann sich in der neuen Umgebung nicht zurechtfinden. Herrschsüchtig, wie sie immer war, möchte sie alles nach ihrem Kopfe lenken, obgleich ihr sowohl die Einsicht als auch die Kraft, zu herrschen, immer mehr abhanden kommt. Was wir dem Christentum ernstlich zum Vorwurf machen müssen, ist nicht der poetisch-religiöse Ursprung, sondern das gewaltsame Erhaltenwollen des mythologischen Bestandteils." Ja, wenn nur die Töchter der Tochter, also die Enkelkinder der antiken Mythologie, erst fertig wären! Vorläufig sind all die unzähligen modernen Religionen und Philosophenbünde noch im embryonenhaften Zustand, und Embryonen sind weder schön noch regierungsfähig. Man kann es also der Alten nicht verargen, wenn sie auf dem Throne sitzen bleibt, bis eine der Töchter geboren und herangewachsen sein wird. Lebendig läßt sich doch niemand gern begraben, und die Alte lebt noch in Millionen Seelen.

Etwas von Houston Stewart Chamberlain. Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief zu lesen, den ein Gelehrter an einen seiner Freunde geschrieben hatte. Der Gelehrte lehnte es ab, sich mit einer Zeitschrift zu befassen, auf die der Freund seine Aufmerksamkeit zu lenken versuchte; er lese grundsätzlich weder Zeitschriften noch Zeitungen, nicht einmal die Zeitschriften seines Fachs; eine erhalte er umsonst zugeschickt, aber er staple die Hefte, ohne hineinzusehen, in der Rumpelkammer auf. Wenn es alle Gelehrten so machten, dann würde aus der Gelehrtenrepublik ein Zellengefängnis: die Arbeiten jedes einzelnen wären für die übrigen, die Arbeiten aller wären für das Volk nicht vorhanden; dazu müßte die Tätigkeit der isoliert Arbeitenden immer unfruchtbarer werden, weil jedem das meiste und das beste von dem, was seine Fachgenossen schaffen, unbekannt bliebe, denn kein Gelehrter kann heute mehr alle gelehrten Werke seines Fachs lesen, oder auch nur alle Werke des Zweiges seines Faches, der seine Spezialität ist, und orientieren ihn nicht Zeitschriften einigermaßen, so hängt die Auswahl dessen, was er liest, ganz vom Zufall ab. Aus diesem Grunde, und damit sich nicht die geistige Einheit der Nation in eine Vielheit unzusammenhängender Gedankenkreise und Bestrebungen auflöse, sind nicht allein Zeitungen und Zeitschriften nötig, sondern auch Dilettanten; d. h. Männer, die darauf verzichten, Fachgelehrte zu werden, und sich dafür aus allen Gebieten des Wissens so viel Kenntnisse aneignen, daß sie imstande sind, in der eignen Seele die Forschungsergebnisse der verschiednen Gebiete zur lebendigen organischen Einheit zu verschmelzen, und indem sie die Fühlung zwischen den verschiednen Gelehrtenkreisen nicht abreißen lassen, die Möglichkeit einer solchen Einheit auch ihrer Nation zu erhalten. Das ist der erste der vier Gedanken, die der Verfasser der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts im Vorwort zur vierten Auflage dieses Werkes begründet, das er unter dem Titel: Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom bei F. Bruckmann in München (1903) als besondre Schrift herausgegeben hat.

Der zweite ist sein Rassenbegriff, den er den Mißverständnissen und den Mißdeutungen der Rezensenten gegenüber noch einmal entwickelt. Und hier nun habe ich dem Verfasser etwas abzubitten. In einer Anzeige des vierten Bandes von Gobineaus Rassenwerk in der Wiener Zeit habe ich Chamberlain zu den Aposteln Gobineaus gerechnet. Chamberlain hat aber wiederholt sehr entschieden gegen die Verwechslung seiner Rassentheorie mit der des phantasievollen Franzosen protestiert. Nicht Gobineau sondern Darwin sei sein Lehrmeister, und zwar nicht der Darwin der Darwinianer, die phantastische Stammbäume des Menschengeschlechts entwerfen, sondern der Darwin, der in den Pferdestall geht, um die Ergebnisse der Züchtung zu studieren. Er weise die unbeantwortbare Frage nach den Ursprüngen ausdrücklich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ab, ermittle nur die Eigenschaften der Rassen, die wir vor Augen haben, und untersuche, auf welche Weise gute Rassen rein erhalten und vor Verschlechterung bewahrt werden können. Im Jahrgang 1899 der Grenzboten habe ich (Seite 192 des dritten Bandes) geschrieben: „In diesem Kapitel liefert der Verfasser eine ausgezeichnete, der Gobineauschen schroff entgegengesetzte Theorie der Rassenbildung, die wir als die Vollendung unsrer eignen begrüßen." Das hatte ich, in der Zwischenzeit mit vielen andern Dingen beschäftigt, vergessen, als ich Schemanns Gobineau in der Zeit anzeigte; außer interessanten Einzelheiten war mir nur der Umstand im Gedächtnis geblieben, daß auch bei Chamberlain Rassencharaktere die stärksten Träger und Beweger der Weltgeschichte sind. In einem andern Punkte — um das bei dieser Gelegenheit ins reine zu bringen — glaube ich gegen Chamberlain Recht zu haben. Im Vorwort zur dritten Auflage seines Werkes schreibt er Seite 30: „Da meine Behauptungen in Bezug auf Pânini und die indische Philologie von ignoranten Rezensenten (siehe z. B. die Grenzboten, 1900, Nr. 14, S. 23) in Frage gestellt worden sind, gebe ich noch zwei Zitate." Auch zweihundert Zitate würden die Wahrheit dessen nicht umstoßen, was ich über die Behauptung Chamberlains, daß Pâninis Grammatik „bekanntlich" die größte philologische Leistung der Menschheit sei, gesagt habe, nämlich: „Ohne auch nur eine Spur von Scham zu empfinden, bekennen wir, daß wir, ehe wir diesen Satz gelesen hatten, nicht einmal den Namen dieser Grammatik gewußt haben. Aber selbst wenn wir Benfey gelesen hätten, auf dessen Urteil dieses »bekanntlich« beruht, würden wir immer noch nicht wissen, ob Pâninis Grammatik wirklich die größte philologische Leistung der Menschheit ist, sondern nur, daß sie Benfey dafür hält; denn so wenig wir von den asiatischen Sprachen und der Sprachwissenschaft im allgemeinen verstehn mögen, so viel wenigstens wissen wir, daß in allen Wissenschaften, die sich der Kontrolle durch das Publikum entziehn, der Fachmann von morgen umstößt, was der Fachmann von heute als unbezweifelbares Ergebnis der Forschung verkündigt." Eine hübsche Bestätigung des im letzten Satze Ausgesprochnen liefert Chamberlain selbst in einer höchst interessanten Auseinandersetzung mit Friedrich Delitzsch. Dieser hat in „Babel und Bibel" die Babylonier zu Urhebern der mosaischen Legenden gemacht. Chamberlain, der von der Unfähigkeit aller Semiten, philosophisch zu denken, überzeugt ist, kritisiert die Darstellung des Assyriologen im einzelnen, verwirft namentlich seine Erklärung des Wortes El und macht im allgemeinen geltend, daß ja die von Delitzsch so hoch gerühmte babylonisch-assyrische Kultur gar nicht babylonischen, d. h. semitischen Ursprungs, sondern der verdorbene Rest einer nicht semitischen, der verschollenen sumerischen gewesen sei. Er führt die Warnung Goethes vor „den jüdischen Pfiffen" Moses Mendelssohns an: „O du armer Christe, wie schlimm wird dir es ergehn, wenn er (der Jude) deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird," und sieht in dem Versuche, nach Preisgebung der jüdischen Offenbarung das Verdienst der Urheberschaft einer würdigen Gottesidee einem andern semitischen Volke zuzueignen, ein solches Umspinnen der sich regenden Flüglein des deutschen Geistes.

Das dritte, was Chamberlain in seiner Schrift erklärt, ist seine Unterscheidung zwischen dem arischen „Monotheismus aus Reichtum des Gemüts" und dem alttestamentlich-jüdischen „Monotheismus aus Armut des Gemüts." Die Darlegung und die Kritik dieser Unterscheidung würden sehr viel Raum erfordern. Das vierte endlich ist seine Thesis, daß man den Katholizismus als daseinsberechtigt und als eine Kulturmacht anerkennen, Rom aber bekämpfen müsse. Gleich den Altkatholiken und manchen Protestanten schließe ich mich dieser Ansicht an — mit zwei Vorbehalten. Bekämpft werden muß das Streben Roms, den deutschen Katholiken immer wieder angeblich zum Wesen des Katholizismus gehörende Vorstellungen, Gebräuche und Einrichtungen aufzudrängen, die aus dem romanischen Volkscharakter hervorgegangen oder im hierarchischen Interesse ausgebildet worden sind. Dagegen wäre es töricht, die deutschen Katholiken von Rom losreißen zu wollen, denn der Primat des römischen Bischofs reicht tatsächlich beinah bis auf das apostolische Zeit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alter zurück, ist also tiefer und fester gewurzelt als irgend eine andre historische Macht, und die einheitliche Verfassung der Kirche bleibt ein Gut, das zwar die Protestanten, nachdem sie darauf verzichtet haben, nicht wiedergewinnen können, dessen Preisgebung aber man denen, die sich seiner noch erfreuen, nicht zumuten kann. Nicht weniger töricht ist es freilich, wenn protestantische und paritätische Staaten durch unnötige Zugeständnisse die Macht des Papstes erhöhen. Die richtige Politik ist kühle, aufmerksam beobachtende Zurückhaltung, die sich gleich weit entfernt hält von Einmischungs-, Reglementierungs- und Unterdrückungssucht, wie von zudringlicher Liebenswürdigkeit und Dienstbeflissenheit gegen die Hierarchen und von dem Bestreben, deren Freundschaft für politische Zwecke auszunutzen.

Der zweite Vorbehalt betrifft die Orden. Chamberlain sieht in ihnen, gleich vielen Protestanten, nur Werkzeuge Roms zur Lähmung der größtenteils national und patriotisch gesinnten Pfarrgeistlichkeit. Das sind sie zum Teil. Aber so weit darf trotzdem der Staat nicht gehn, daß er alle Orden ausrottet oder verbietet. Denn die Gottwohlgefälligkeit des Klosterlebens ist katholischer Glaubenssatz, der unwiderstehliche Drang zu solchem Leben in vielen katholischen Seelen unzweifelhaft vorhanden, ein unbeschränktes Verbot der Orden also ein Eingriff ins Gewissen; noch dazu beweisen die evangelischen Diakonen und Diakonissen die soziale Unentbehrlichkeit der Orden. Der Staat hat meines Erachtens nur folgende Pflichten: 1. Orden nicht zu dulden, die keine gemeinnützige Tätigkeit üben. 2. Der Zahl der Niederlassungen und der Ordensmitglieder sowie dem Wachstum des Ordensvermögens Grenzen zu setzen. 3. Die Leitung von Schulen durch Ordensmitglieder entweder überhaupt nicht oder nur in engen Grenzen und unter strenger Aufsicht zu dulden. 4. Orden auszuweisen, die sich in die Politik mischen oder sonst Unordnung stiften, z. B. die Bigotterie fördern durch Veranstaltung von Wallfahrten nach sogenannten Gnadenorten und durch ein Übermaß von Andachtsübungen. Wenn in Österreich die Knaben der Mittelschulen zu sogenannten geistlichen Übungen kommandiert oder auch nur angehalten werden, so ist das sträfliche Nachgiebigkeit der Regierung gegen den mit seiner mönchischen Bigotterie die Jugenderziehung verderbenden Klerikalismus. Die berechtigte Reaktion gegen diesen schießt dann wieder übers Ziel hinaus und verhilft den entschieden kirchenfeindlichen Elementen zur vorübergehenden Herrschaft, sodaß das Volk aus dem unerfreulichen Schwanken zwischen gleich ungesunden Extremen nicht herauskommt. C. J.

Ein katholischer Priester über weibliche Erziehung. Monseigneur Dadolle schreibt in den Annales de Sainte Solange eine Reihe von Studien über den Feminismus, in denen er sein Verlangen nach einer gleich selbständigen Erziehung von Mann und Weib mit folgender schönen und tiefgedachten Anrede an das weibliche Geschlecht begründet: „Gott hat euch eine Seele gegeben: erst die Erziehung setzt euch in ihren Besitz, vorausgesetzt, daß die Erziehung weit genug geführt wird, die schöne Definition von Kant zur Wirklichkeit zu machen, wonach Erziehung die Entwicklung all der Vollkommenheit in jedem Individuum ist, deren dieses fähig ist. Die Kirche hat diese Formulierung gern acceptiert; denn die Vollkommenheit, von der hier die Rede ist, ist die in einer Seele zur Wirklichkeit gewordne göttliche Idee und die in dem Seelenleben real gewordnen Fähigkeiten der Seele. Vollkommenheit heißt für ein menschliches Wesen die volle und harmonische Entwicklung von all dem, was den Reichtum, die Kraft und die Schönheit seiner Natur ausmacht. Die Erziehung, die zur Vollkommenheit führt, ist somit eine Fortsetzung des Schöpfungsaktes. Wenn die Kirche ein Kind in der Schwachheit der Wiege aufnimmt, wo seine Seele noch im embryonischen Zustand ist, hat sie die Absicht, aus dieser Seele alles, was Gott in sie gepflanzt hat — und das ist nur Schönes —, herauszuholen. Ja das, was Gott gerade so gut in die Seele des Weibes wie in die des Mannes gelegt hat, das sind Fähigkeiten, die nicht nur in dem Stadium der Möglichkeit — Madame Necker hat es »ein versiegeltes Buch« bezeichnet — verharren sollen. Öffnet das Buch! Auf jeder Seite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht der Name Gottes; Gott hat diese Eigenschaften gegeben, damit wir das Schöne, Wahre und Gute, deren Quelle er ist, und die zu ihm führen, erfassen. Ihr müßt von diesen großen Dingen, die als Eigenschaften in euch schlummern, Besitz ergreifen; ihr müßt die Eigenschaften aufgreifen, die eure Seele bilden. Erst wenn sie ihre eignen Kräfte entwickelt hat, wird eure göttliche Seele mit vollem Bewußtsein »Ich« sagen können." Und Monseigneur Dadolle verlangt bei der Erziehung der Mädchen zuerst die Entwicklung dieser Eigenschaften, weil die Mädchen Créatures raisonnables et responsables seien, und dann erst ihre Erziehung für die Mission des Weibes als Gattin und Mutter. — In der Anerkennung der Prinzipien sind wir mit dem französischen Prälaten vollständig einig; aber mit dem Wege, den er als allein richtigen eingeschlagen haben will, die Entwicklung durch den Unterricht in der katholischen Philosophie in den Mädchenschulen herbeizuführen, ist uns nicht gedient. Was bei dem männlichen Geschlechte versucht wird, um die kantische höchste Entwicklung zur Vollkommenheit herbeizuführen, sollte bei dem weiblichen Geschlecht in ähnlicher Weise angewandt werden. M.

Frei zum Dienst!*) Die Geschichte eines jungen Mädchens von starkem Geist Glauben und Charakter, das trotz eines Herzens voll kindlicher Liebe aus dem mutterlosen Vaterhaus im Kampfe scheidet, um sich im Diakonissenberuf ein tätiges Leben zu schaffen. Man fühlt es an einer Menge von Einzelzügen, die nur erlebt sein können, und an der lebenswarmen Stimmung, in der die Erinnerung an eigne Kämpfe stark nachbebt, daß in diesem Buche nicht von außen her berichtet wird. Die Tragik eines jungen Lebens, das rein und edel aus unedler oder gleichgiltiger Umgebung herauswächst, von der es sich nicht ganz losmachen kann und darf, ergreift und erschüttert uns umsomehr, als wir den Irrtum miterleben, worin das Mädchen an der Meinung hinstreift, die Familienbande, „die die Gelenke blutig scheuern," hielten die Menschen nur in ihrer Entwicklung zurück, nagelten sie unter lauter Kleinigkeiten und Engheiten fest. Ihr trotz alledem richtig fühlendes Herz erkennt mit der genialen Schärfe des Blicks, die dem aufrichtigen Menschenkind zu eigen ist: „Wir sind eben keine rechte Familie"; und während sie einen Bruder in die Verbrecherlaufbahn hinabgleiten und jäh zerschellen sieht, kehrt sie zeitig genug zum Vater zurück, daß sie seine letzten Lebenswochen mit der hingebenden Pflege verschönen kann, die sie bis dahin den Kranken im Hospital gewidmet hatte. Und nun erst stellt sie sich in andrer Weise ganz frei in den Dienst der leidenden Menschheit, indem sie sich zur Ärztin ausbildet, eine der ersten, die in deutschen Landen dieses Wagnis unternahmen. Zugleich hat sich eine Jugendliebe, die früh durch eine elementare Kraft zerrissen worden war, zur Freundschaft geläutert. Wir sehen am Schluß in ein Leben, worin sich die Heldin frei zum Dienst stellt und allem Anschein nach ihr Glück findet, weil sie dienen darf, ohne daß ihr der Dienst von außen her auferlegt und in allen kleinsten Einzelheiten bestimmt worden wäre. Dieses starke Mädchen beugt sich willig ihrer hohen Aufgabe, die, wie der Geistliche ihr beim Eintritt sagte, Dienst und abermals Dienst und immerfort Dienst ist, und zwar bedingungslos und peinlich gehorchender Dienst, aber sie kann sich nicht damit abfinden, daß es nur ein Dienstverhältnis und kein andres in dem Kreise der Schwestern gibt. Sie fühlt Kräfte in sich, die in den Arbeiten, die man ihr überträgt, nicht zur Anwendung kommen; sie fühlt sich den meisten andern Schwestern überlegen, nicht bloß an Bildung, sondern auch an Einsicht in das, was in der Krankenpflege nötig ist, und gerade daraus entwickelt sich ihr Konflikt. Die in Diakonissenkreisen gebräuchliche Rede: eine Schwester soll ein Drittel Arzt, ein Drittel Pfarrer, ein Drittel Magd sein, findet auf sie in einem unerwarteten Sinn Anwendung. Auch machen auf sie die weiblichen Kranken einen tiefen Eindruck, die zu spät ärztliche Hilfe suchen, weil ihr Schamgefühl sie verhinderte, sich einem Mann anzuvertrauen; eine Fremde, die als Ärztin ausgebildet, ihre letzte Schulung in der Krankenpflege

*) Eine Diakonissengeschichte von Luise Algenstädt (L. Annshage). Leipzig, Kommissionsverlag von Ernst Bredt, 1903. III.—IV. Auflage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neben Gabriele empfängt, weist ihr unbewußt den Weg in den neuen Tätigkeitskreis der freien medizinischen Praxis. Wenn man sich aber frägt, ob die Diakonissen-Probeschwester auch dann ihren selbstgewählten Beruf verlassen hätte, wenn sie Ärztin und Diakonissin zugleich hätte sein können, wird die Antwort „Nein" lauten müssen. Gabrielens Widerspruch gegen die Einrichtungen des Mutterhauses wird hauptsächlich durch ihre Befürchtung rege erhalten und immer mehr gesteigert, daß die Erziehung der Diakonissen auf die Vernichtung der Persönlichkeit, statt auf ihre Heiligung und Entwicklung ziele. Dürfen sich aber die Menschen Gottes Pädagogik anmaßen? Den äußern Anlaß zum Ausscheiden gibt Gabrielens lauter Widerspruch gegen den Riß, den sie zwischen den Entsagungslehren des Diakonissenpfarrers und seiner weltlichen Lebensführung klaffen sieht. Mit dem Bibelwort „Wehe euch Schriftgelehrten! Denn ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rührt sie nicht mit einem Finger an" tritt sie ihm entgegen und — tritt aus.

Die meisten Leser und Leserinnen werden in diesem fesselnden Buch eine Tendenzschrift gegen das Klösterliche der Diakonissenhäuser sehen; das ist ja schon in manchen Besprechungen laut geworden. Viele billigen auch sicherlich die Handlungsweise der jungen Probeschwester. Wir möchten uns aber nicht ohne weiteres auf ihre Seite stellen, denn sie ist Partei und vertritt nur eine Art oder Richtung des Diakonissenwesens.

Gabrielen fehlt die mystische Anlage, und da sie aus einem ganz weltlichen Hause stammt, auch die religiöse Erziehung, die schon die junge Seele befähigt, so hoch zu fliegen, daß sie das Leben nur noch in seinen großen Zügen und Zielen sieht. Sie ist bei aller Gläubigkeit eine praktische weltliche Natur. Sie will „ein schönes, freies Menschentum" festhalten; das ist im Grunde doch nur die bekannte Forderung des Sichauslebens, wenn auch in edler Gesinnung. Aber gerade die schönste Partie dieser Erzählung, nämlich die Schilderung ihres Lebens und Wirkens im Mutterhaus und im Krankenhaus, zeigt klar, daß auch nicht die tiefste Menschenliebe dazu hinreicht, alles das zu leisten, was die ernste Pflege der Kranken, die ja nicht bloß leiblich sein kann, fordert. Der ganze Mensch muß da in jedem Augenblick eingesetzt werden, das ganze Wollen muß nur noch den schwersten Pflichten gehören, die demütige Hingebung muß unbedingt sein. Dazu passen aber nur Seelen, die mit Entschlossenheit alle Forderungen an das Weltleben hinter sich geworfen haben. Gabriele tritt nach einer Krisis des äußern Lebens in das Mutterhaus; die Krisis des innern Lebens, die einen neuen, rücksichtslos opferbereiten Menschen schafft, dem Not und Tod das gewisseste in der Welt sind, hat sie nicht erlebt. Sie gehört innerlich beständig der Welt an, ihre anderthalb Jahre Diakonissenleben bleiben im Grunde auch nur ein äußeres Erlebnis; sie geht nur hindurch. Darum können wir uns auch an den Schilderungen des Diakonissenlebens nicht so rückhaltlos freuen, denn es ist in ihnen ein Zug weltlicher Kritik, die gar zu oft an Einzelheiten, Kleinigkeiten haftet, wenn sie auch wieder manchen großen Zug fromm und freudig anerkennt.

Es wäre wohl auch mancherlei gegen die Komposition der Erzählung zu sagen, besonders wegen der allzu großen Deutlichkeit der Fäden, an denen die Menschen, die da auftreten, auseinander und zusammengeführt werden. Wir ziehen es aber vor, einem so ernsthaften Buche, mehr Bekenntnis als Buch, gegenüber keine Kritik technischer Mängel zu versuchen, sondern jedem Leser und besonders jeder Leserin der Grenzboten zu empfehlen, es selbst zur Hand zu nehmen. Es ist ein Buch, das fesselt und vertieft. Es führt uns an einen Strom von religiösem Empfinden, der, vielen unbewußt, mitten durch unser Leben wallt und rechts und links befruchtet; es lohnt sich, auch nur die Hände darin genetzt, ja, es lohnt sich, ihn leuchten gesehen zu haben. †*

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG